

„Alle irdischen Makel und Flecken ... ins Reine gebracht“ Das Tuttlinger Krematorium

Das Tuttlinger Krematorium gehört zu den wenigen historischen Feuerbestattungseinrichtungen in Deutschland, die ohne eine Beeinträchtigung ihrer Substanz überliefert sind. Es wurde 1982 zugunsten eines Neubaus auf dem neuen Friedhof stillgelegt. Das wiederholte Abbruchbegehren der Eigentümerin, Stadt Tuttlingen, konnte zuletzt 2002 erfolgreich abgewendet werden. Seitdem setzen sich das Tuttlinger Heimatforum e.V. und die Denkmalpflege intensiv für seine Instandsetzung und Umnutzung ein.

Melanie Mertens / Monika Loddenkemper

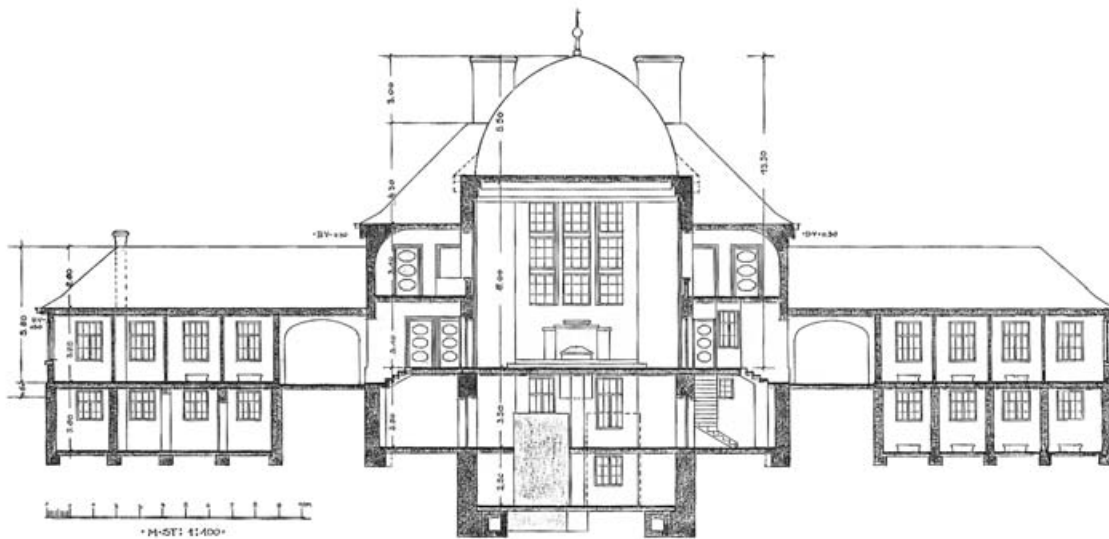
Mit dem verheißungsvollen Flammengruß „Alle irdischen Makel und Flecken ... ins Reine gebracht“ schließt die Festschrift des Feuerbestattungsvereins, die anlässlich der Eröffnung des Krematoriums am 14. August 1927 erschien. Der seit 1911 bestehende Verein hatte mit dem Neubau sein zentrales Anliegen erfüllt (Abb. 1). Dem Bauprojekt waren ideelle Kontroversen, beharrliche Eingaben und jahrelange Kollekten vorausgegangen. Sein Abschluss erfüllte den Verein mit Stolz, zumal man der Stadt Schweningen, die ebenfalls ein Krematorium plante, doch noch zuvorgekommen war.

Die Baupläne zum Tuttlinger Krematorium entstanden zu Beginn des Jahres 1925. Im Oktober

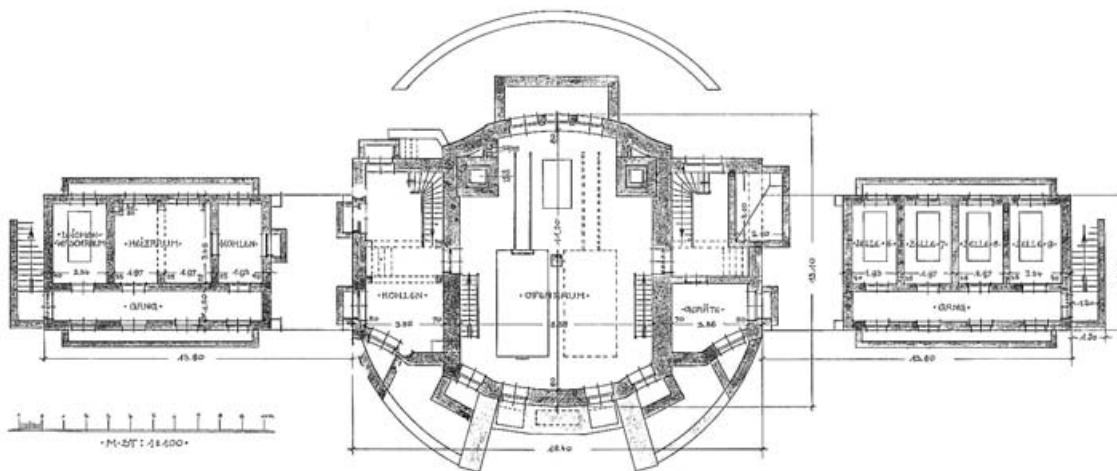
1924 hatte der Gemeinderat dem Bau grundsätzlich zugestimmt und in der Folge das Stadtbauamt mit der Planung betraut. Stadtbaumeister Friedrich August Schmidt stellte im Mai 1925 acht Entwürfe vor. Den Zuschlag erhielt das an der Stockacher Straße platzierte Projekt, mit dem eine beträchtliche Erweiterung des Friedhofs nach Westen einherging. Mancher hatte sich zwar eingedenk der Funktion eine weniger zentrale Lage gewünscht, etwa in erhöhter Position am Fuße des Honbergs, wie sie ein anderer Plan auswies. Dieser scheiterte jedoch an den höheren Gründungskosten infolge des steinigten Hangs. Der gewählte Entwurf sah einen kuppelartig überhöhten Zentralbau zwischen zwei einge-



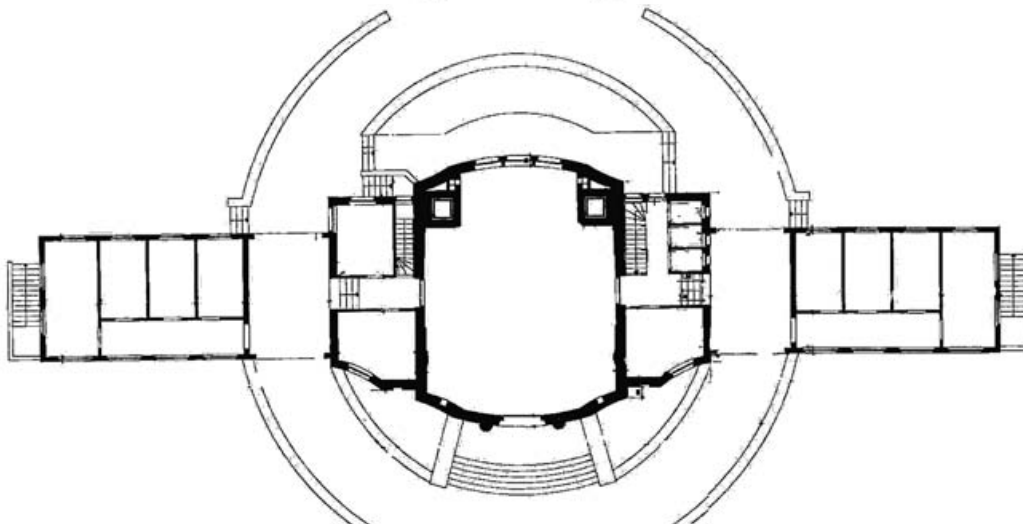
1 Tuttlingen, Krematorium, Vorderansicht, kurz nach der Fertigstellung 1927.



2 Längsschnitt,
Bauplan 1925.



3 Grundriss
des Untergeschosses,
Bauplan 1925.



4 Grundriss
des Erdgeschosses,
Bauplan 1925.

schossigen Flügeln vor. Das erhöhte Erdgeschoss umfasste die Aussegnungshalle, Verwaltungsräume und Leichenzellen, das Untergeschoss den Ofenraum für die Kremation (Abb. 2–4). Die Ausführung unter der Leitung von Baumeister Paul Biber erstreckte sich über zwei Jahre. 1927 wurde die Fertigstellung des Krematoriums mit zweitägigen Einweihungszeremonien gefeiert. Die Zustimmung und finanzielle Unterstützung eines Krematoriums durch die Stadt war auch 1925 keine Selbstverständlichkeit. Obwohl im

Deutschen Reich seit 1900 vermehrt praktiziert und von den Kommunen befürwortet, stand sowohl die kirchliche als auch die gesellschaftliche Anerkennung der Kremation als angemessene Bestattungsform vielerorts noch immer aus. Die Befürworter wussten hygienische, ökonomische und ästhetische Argumente auf ihrer Seite. Der heftige Widerstand der Gegner war religiöser und emotionaler Natur. Das katholische Feuerbestattungsverbot von 1886 blieb bis 1964 verbindlich. Die Generalsynode der evangelischen

Kirche bestätigte 1925 ihre – tatsächlich schon länger geübte – Toleranz, allerdings als „Ausnahme“ der Regel.

Das Provinzstädtchen Tuttlingen stellte dagegen früh seine Akzeptanz der Feuerbestattung unter Beweis. Bereits 1921 wurde auf dem Friedhof ein Urnenhain angelegt. Für die Realisierung eines Neubaus bedurfte es allerdings auch hier eines Zusatznutzens, der über das Bekenntnis zur modernen Bestattungsform hinausging. Der lang gehegte Wunsch nach einer städtischen Leichenhalle, wie sie im avisierten Bauprojekt integriert zu sein versprach, trug schließlich wesentlich zur Errichtung des Krematoriums bei. Die Kosten trugen Stadt und Verein gemeinsam.

Die Bauaufgabe Krematorium war 1925 – weltweit – gerade mal fünfzig Jahre alt. Zwar hatte der französische Architekt Pierre Giraud bereits 1795 revolutionäre Entwürfe für eine Krematoriumspyramide auf dem Montmartre-Paris hervorgebracht. Die technische Realisierung der ersten Krematorien hing jedoch von der Entwicklung eines Ofens ab, der es ermöglichte, einen Leichnam effizient und hygienisch einzuäschern. Diese Erfindung fand in Italien statt, wo auf Mailänder Boden 1876 das erste Krematorium entstand. Deutschland zog 1878 mit Gotha gleich; noch vor 1900 folgten Heidelberg, Hamburg-Ohlsdorf, Jena und Mannheim. Im Königreich Württemberg sind es die Städte Heilbronn und Stuttgart, die 1901–05 bzw. 1905–07 Krematorien errichteten. Tuttlingen war der dritte Neubau im Königreich, handelte es sich bei den früheren Anlagen in Ulm, Reutlingen, Göppingen und Esslingen um nachträgliche, häufig unterirdische Anbauten der Einäscherungsanlage an bestehende Friedhofsbauten.

5 Aussegnungshalle mit Blick auf die Orgelempore, Dezember 2004.

6 Südlicher Seitenflügel, Flur zu den Leichenzellen, 1927.



Für den Architekten hielt der neue Bautyp „Krematorium“ besondere Schwierigkeiten bereit: die technischen Voraussetzungen für eine Verbrennung mussten mit der Pietät, die der Anlass einer Bestattung erforderte, in Einklang gebracht werden. Konfliktpunkte waren der hohe Schornstein, der unkaschiert an Fabrikanlagen erinnerte, und die Nachbarschaft des Ofenraums zur Trauerhalle. Aus den gesellschafts- und religionspolitischen Voraussetzungen der Feuerbestattung resultierte außerdem die Forderung nach einer „interkonfessionellen“ Formgebung, also einer Architektur, die keinem Sakralbau einer bestimmten Glaubensrichtung ähnelte.

Die frühen Krematoriumsbauten orientierten sich vorzugsweise an der Antike, deren Tempelkonfessionelle Aspekte nicht berührten und deren architektonisches Zitat als Ideenträgerin der Feuerbestattung besonders geeignet schien. Entgegen der genannten Forderung der Interkonfessionalität entstanden jedoch auch vielfach Bauten, die deutliche Bezüge zum zeitgenössischen, also historischen Kirchenbau aufwiesen. Größere Selbständigkeit zeigten einzelne Krematorien um 1900, die mit Ägyptizismen experimentierten und/oder Elemente aus der Denkmalarchitektur monumental umsetzten. Die Einlösung aller formalen und inhaltlichen Bedingungen blieb auch später die Ausnahme. Für die Zeit vor 1920 wäre allein das Krematorium in Dresden-Tolkewitz von Fritz Schumacher zu nennen.

In Tuttlingen spielten weder die Antike noch sakrale Vorbilder eine Rolle, noch wurde hier eine andere Krematoriumsarchitektur rezipiert. Ganz ungewöhnlich bestimmen hier profane barocke Bauwerke, wie Schloss und Lusthaus, das gestalterische Konzept.





te Würde um, die einer Friedhofseinrichtung angemessen erscheint.

Die Hauptmerkmale des Tuttlinger Krematoriums – die Hinwendung zum Barock und die Reduktion des Ornaments – stimmen mit den Grundideen der so genannten Stuttgarter Schule überein. Ihrem Umkreis entstammt auch der Architekt des Krematoriums. Zwar sind sämtliche Planzeichnungen vom Leiter des Stadtbauamtes Schmidt unterzeichnet, doch geht der Entwurf auf seinen Mitarbeiter Paul Biber zurück (Abb. 7). Die Zuschreibung stützt sich auf Bibers eigene Angabe in einem Antwortschreiben an den Berliner Kunst-Dienst, der sich 1938 ausdrücklich nach dem Architekten des Tuttlinger Krematoriums erkundigte. Aber auch stilistische Gründe sprechen für die Urheberschaft des jüngeren Tübingers. Seine Ausbildung führte ihn von der Stuttgarter Baugewerkschule 1911 in das Büro Karl Hengersers, der im selben Jahr die Entwurfsarbeit für die Wohnkolonie Ostenaue begann. In den folgenden

7 Paul Biber (1892–1942),
Architekt des Tuttlinger
Krematoriums im Kreise
seiner Familie.

8 Stuttgart,
Schloss Solitude.

9 Tuttlingen,
Krematorium, 2005.

Ein Blick auf Schloss Solitude bei Stuttgart erhellt die Parallelen (Abb. 8). Der gerundete Zentralkörper – in Stuttgart sowie in Tuttlingen – ist gegenüber den Seitenflügeln stark überhöht und durch seine kuppelgleiche Dachform auch formal herausgestellt (Abb. 1). Beide Bauwerke besitzen dort ihren repräsentativen Versammlungsraum. Ebenso zeigen sich die im Halbrund geführten Auffahrten zum Krematorium mit der Treppenanlage des Schlosses Solitude verwandt.

Für die Detailausbildung scheint der Vergleich mit kleineren Schlössern, vor allem Lusthäusern, lohnender. Als Schlossminiaturen ist ihnen ein spielerischer Charakter zu eigen, der sich vielfach in der geschwungenen Kontur ihrer Umrisse widerspiegelt. Besonderes Augenmerk erfahren die Übergänge zwischen den Baukörpern, die wie im Schlossbau in Höhe und Form von Gegensätzen geprägt sind. Beliebt ist das konkave Einkehlen der Wand am Saum des Zentralkörpers, das auf den Anschluss der Seitenflügel vorbereitet und ein attraktives Spannungsverhältnis mit der konvexen Grundform, Rundkörper und Kuppel, schafft. Anschaulich ist dies etwa in der Amalienburg bei München (1734–39) oder im Lusthaus Friedrichsthal bei Berlin (1691).

Ein wesentlicher Unterschied zwischen den Schlossbauten und dem Tuttlinger Krematorium ist freilich die versachlichte Auffassung der Fassade. Während im Barock und Rokoko häufig verspielte Varianten der Säulenordnungen zur Anwendung kamen, und auch mit skulpturalem Schmuck nicht geizig wurde, ist das Krematorium äußerlich vergleichsweise schmucklos. Die Reduktion auf den Baukörper deutet den per se heiteren Charakter des „Schlösschens“ in die erns-



10 Ofenraum im Untergeschoss, Sargaufzug, 1927.

zwei Jahren hatte Biber ausgiebig Gelegenheit, das zeitgenössische Bauen in Stuttgart zu studieren. Dabei wird ein engerer Kontakt zum Büro Paul Bonatz, das an der Planung der Siedlung Ostenaubau beteiligt war, vorzusetzen sein.

Der damals sechzigjährige Schmidt hatte als Architekt stets den Stil des eklektischen Historismus gepflegt. Dafür legen in Tuttlingen die Realschule, eine Variante der Stuttgarter Wilhelmschule, und die Festhalle beredtes Zeugnis ab. Der Schritt zu einer im Sinne Bonatz modernen Architektur, wie dem Krematorium, ist immens und ohne Zwischenstufen kaum denkbar. Dennoch hat die Signatur sämtlicher Krematoriumspläne durch Schmidt die wahre Autorschaft des Bauwerks lange Zeit verschleiert.

Erscheint das Tuttlinger Krematorium äußerlich wie ein Schlösschen, so ist es dem Wesen nach doch eine technische Anlage. Unter der Aussegnungshalle befinden sich zwei Untergeschosse, die den Verbrennungsofen und dessen Befehuerung mit den Rauchabzugskanälen aufnehmen (Abb. 2). Beide sind vertikal durch die so genannte Versenkung, den Sargaufzug, mit dem Erdgeschoss verbunden. Das Hinabfahren des Leichnams nach der Trauerzeremonie in die Tiefe lehnt sich anscheinend an Gebräuche aus der Erdbestattung an. Von Bedeutung für diese Disposition waren die günstige Logistik, die einen kurzen Weg zwischen Aufbahrung und Verbrennung versprach, und das Verbergen der nüchternen Technik vor den Blicken der Trauernden.

Heute ist diese Technik eine der Besonderheiten des Krematoriums. Kaum ein anderer historischer Vertreter dieses Bautyps birgt eine derart komplette Überlieferung bauzeitlicher Ausstattung.

11 Ofenraum im Untergeschoss, Sargaufzug, Dezember 2004.



Der 1927 installierte Verbrennungsofen der Firma Ruppmann in Stuttgart ist eine Kombination sowohl für Gas- als auch für Kohlenfeuerung (Abb. 11–13). Mit 5,6 Metern Höhe übergreift er beide Untergeschosse. Seine verklümmerte Stirnseite nähert sich formal einer Tempelfassade an. Die Kohlenfeuerung diente vor allem der Anheizung des Ofens, während die Gasfeuerung für die Weitererhitzung und eigentliche Verbrennung genutzt wurde. 1951 kam an bereits bauzeitlich vorgesehener Stelle ein zweiter Etagenofen, ebenfalls von Firma Ruppmann, hinzu.

Der Sargaufzug stellt wie erwähnt die Verbindung zwischen Aussegnungshalle und Verbrennungsraum dar (Abb. 10 u. 11). Unter dem Katakalkendeckel der Halle verbirgt sich die Hebebühne, die den Sarg in das erste Untergeschoss transportiert. Die Beschickung des Ofens erfolgt über eine gesonderte Einfahrtvorrichtung auf Schienen. In Baden-Württemberg verfügen lediglich die Krematorien in Heilbronn und Esslingen noch über ähnliche historische Sargaufzüge.

Bemerkenswerte Authentizität zeichnet auch die überlieferte Innenausstattung aus. Die geschossübergreifende, einem Oval angenäherte Aussegnungshalle besitzt noch ihre originalen Türen, Türdrücker, Heizungsgitter, Böden, Lampen sowie ihre farbigen Schmuckfenster (Abb. 14). Eine der flankierenden Emporen birgt die bauzeitliche Orgel der Firma Gebr. Link aus Giengen an der Brenz. Die angrenzenden Flügel mit Räumen für

Angehörige, Verwaltung und – nicht zuletzt – die Verstorbenen sind ebenso unverändert: Wandpaneelle, komplette Türen, Bodenfliesen, auch hier farbige Fensterverglasung und technische Details wie etwa ein Klingelzug in einer der Leichenzellen. Die hochwertigen Schreinerarbeiten mit oktagonalen Kassetten lassen ein durchgängiges Gestaltungskonzept erkennen. Der Prospekt des Rednerpults zeigt außerdem eine geschwungene Kontur, die formal das Giebelmotiv des Hauptportals wiederholt.

Starken Einfluss auf die Raumwirkung nehmen die ausnahmslos farbigen Fenster des Krematoriums (Abb. 14). Sie bilden gewissermaßen das ornamentale Rückgrat des Baus. Um sie vor Vandalismus zu schützen, waren sie seit 1991 verbrettert. Ihre Geschichte und die für ein Krematorium spezifische Ikonografie ihrer Darstellungen verdienen eine eigene Publikation.

Als Kulturdenkmal wurde das Tuttlinger Krematorium bereits 1989 der Öffentlichkeit bekannt. Aufgrund der Bedeutung des erhaltenen Bestandes ist ein Verfahren zur Eintragung in das Denkmalsbuch eingeleitet.

Ein Umbau oder eine Erweiterung unter Beibehaltung seiner Funktion erschien angesichts der stark ansteigenden Feuerbestattungen und der geringen Kapazität der Einäscherungsanlage nicht sinnvoll. Die Stadt entschied sich daher für einen Neubau an der Albert-Schweitzer-Straße. Den immer wieder neuen Ideen für eine Umnutzung



des alten Baus stand die „Aura“ als Ort des Todes entgegen. Gerade die älteren Tuttlinger assoziieren mit dem Krematorium Trauer und Verlust. Der gedankliche Prozess, in dem Gebäude auch positive Werte zu erkennen, etwa denjenigen einer baukünstlerisch qualitätvollen Architektur oder eines wertvollen Dokumentes der deutschen Sepulkralkultur, hat unterdessen eingesetzt. Das Tuttlinger Heimatforum e.V. hat sich der Erhaltung des Krematoriums mit bemerkenswertem Engagement angenommen. Im Herbst 2004 wurde ein Vertrag zwischen der Stadt Tuttlingen als Eigentümerin und dem Heimatforum geschlossen, wonach der Verein auf mindestens zehn Jahre die Bauunterhaltungspflicht übernimmt. Das Krematorium soll zu einem Ausstellungsgebäude und Bürgerhaus umgenutzt werden, das für vielfältige kulturelle Veranstaltungen offen steht. Bereits in dem aktuellen provisorischen Zustand – ohne Stromanschluss und Tageslicht! – fanden Veranstaltungen und Ausstellungen statt, die in der Bevölkerung auf große Resonanz stießen. Als erster Schritt für die neue Nutzung ist die Instandsetzung der bedeutenden ornamentverglasten Fenster vorgesehen. Zu diesem Zweck hat das Heimatforum beachtliche Spendenmittel eingeworben, die das große Erhaltungsinteresse und den ausgeprägten Bürgersinn der Tuttlinger deutlich widerspiegeln. Bei der Deutschen Stiftung Denkmalschutz in Bonn und beim Referat Denkmalpflege des Regierungspräsidiums Freiburg sind weitere Gelder beantragt. Zusammengenommen werden sie dazu beitragen, eines der erstaunlichsten Denkmale des Landes instand zu setzen und seine ungewöhnlichen Qualitäten einer breiten Öffentlichkeit bekannt zu machen.

12 Ofenraum im Untergeschoss, im Vordergrund rechts der alte Ofen, links der jüngere Ofen von 1951.



13 Ofenraum im Untergeschoss, kombinierter Koks- und Gasofen mit Rollwagen, 1927.



14 Glasfenster in der Aussegnungshalle, 2005.

Archivalien:

Stadtarchiv Tuttlingen: Bestand III: A 1653, A 1654, A 1655; Bestand 23: 49/3, 50; Bestand 60/5: 3, 4/4/4, 4/5, 4/6; Personalakten: Paul Biber; Friedrich August Schmidt.

Literatur:

25 Jahre Feuerbestattung 1911–1936. Festschrift, Hrsg. Feuerbestattungsverein Tuttlingen und Umgebung e.V., Tuttlingen (16. August) 1936, S. 24–34, S. 34.

Emil Beutinger, Handbuch der Feuerbestattung und ihre geschichtliche Entwicklung von der Urzeit bis zur Gegenwart. Technische und künstlerische Anforderungen an neuzeitliche Krematorien und die damit zusammenhängenden Anlagen, Leipzig 1911.



Norbert Fischer, Vom Gottesacker zum Krematorium. Eine Sozialgeschichte der Friedhöfe in Deutschland seit dem 18. Jahrhundert, Köln 1996, S. 94–131. Krematorium und Leichenhaus Tuttlingen (Einweihungsfestschrift), Hrsg. Feuerbestattungs-Verein Tuttlingen und Umgebung, Tuttlingen (14. August) 1927. Fritz Schuhmacher, Feuerbestattung (Handbuch der Architektur, IV. Teil, 8. Halbband, Heft 3b), Leipzig 1939.

Henning Winter, Die Architektur der Krematorien im Deutschen Reich 1878–1918, Dettelbach 2001.

**Dr. Melanie Mertens /
Monika Loddenkemper M. A.**
Regierungspräsidium Freiburg
Referat 25 – Denkmalpflege
Sternwaldstraße 14
79102 Freiburg/Breisgau